



HUNDEZEITEN

VON PATRICE NGANANG

Ich bin ein Hund. Wer, wenn nicht ich, könnte dies so demütig eingestehen? Ich sehe keinen Vorwurf in der Bezeichnung, »Hund« ist für mich bloß ein Wort, mit dem die Menschen mich benannt haben. Und mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt, ich habe gelernt, mich einzurichten in dem, was mir vom Schicksal vergönnt ist. „Hund“ ist nun Teil meines Universums geworden, denn ich habe mir die Wörter der Menschen zu Eigen gemacht. Ich habe die Konstruktionen ihrer Sätze geschluckt, ihre Ausdrucksweise erlernt, und ich kokettierte mit ihrer Art zu denken. Selbst der Arroganz ihrer Befehle habe ich mich angepasst. Wer hätte sich das jemals vorstellen können?

Ich gehorche blindlings, sobald mein Herr mich ruft, auch wenn die Pfoten noch eine Weile über den Boden schlurfen.

Das war nicht immer so. Am Anfang empfand ich selbst die harmlosesten Worte der Menschen als Verletzung. Jeder Befehl verwundete meinen Blick. Wenn jemand „Hund“ sagte, fühlte ich mich gekränkt, wenn jemand mich rief, war es für mich das Gleiche, als rotzte er mich an. Damals lernte ich zahllose Eigenarten der Menschen kennen, die mich aufwühlten, kopflos machten, die mir die Kehle zuschnürten, die Zähne ausfallen ließen. Das Wort »Hund« galt mir als sprechendes Beispiel für die Arroganz, welche die Menschen an den Tag legen, wenn sie der Welt Namen geben, wenn sie den Dingen, die um sie herum sind, einen Platz zuweisen und ihnen zu schweigen befehlen. Immer wenn es mir gegenüber ausgesprochen wurde, zeigte es mir, dass ich aufgehört hatte zu sein, was ich eigentlich war.

Mit zunehmendem Alter habe ich mich an das herabsetzende Wort „Hund“ gewöhnt. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe mich seit dem Tag daran gewöhnt, als mein Herr, Massa Yo, mich zu einem Tierarzt brachte, um mich behandeln zu lassen.

»Ach, Herr Doktor«, sagte er betrübt, »mein Hund ist krank. Wenn ich ihn rufe, springt er mich an und will mich beißen!«

Der Tierarzt hat nicht weiter nachgefragt. Er sagte ein oder zwei Sätze, aus denen ich das Wort »Tollwut« heraushörte, und holte eine lange, schwarze Nadel hervor.

An jenem Tag begriff ich, dass ich auf meinen Namen hören musste, wenn ich überleben wollte. Ich habe meinen Schwanz eingekniffen, die Ohren hängen lassen, meine Augen geschlossen und meinen Rücken gekrümmt. Ich habe mich sogar auf meine Hinterpfoten gestellt und zu tanzen angefangen. Der Tierarzt ließ erstaunt seine Nadel sinken und streichelte mir Kopf und Rücken. Dann lachte er amüsiert über mein Theater und sagte, ich sei ein guter Hund. Ich knurrte vor Vergnügen. Er gab mir keine Spritze. Er schrieb eine lange Liste würziger Ragouts auf, die geeignet sein sollten, meine Nerven zu

beruhigen. Vor allem empfahl er Hundefutter in Dosen, die mein Herr für fünfhundert Franc im Score-Supermarkt kaufen könne. Massa Yo kratzte sich den Kopf, überlegte einen Moment, bevor er sagte, dass er noch über die Mittel verfüge, um mich zu ernähren: «Da ja mein Gehalt noch läuft», wie er betonte.

Der Name, den mir mein Herr gegeben hat, ist »Mbudjak« und bedeutet »Suchende Hand«. Ich weiß nicht, warum dieser Name mir schmeichelt, und auch nicht, warum ich ihm gegenüber »Hund« den Vorzug gebe. Eigentlich hätte ich mich dagegen auflehnen müssen, denn von der langen Leine des Menschen befreit er mich ebenso wenig wie »Hund«. Unterstellt er nicht, dass ich die Hand meines Gebieters sein soll? Nichtsdestotrotz haben auch wir Hunde einen Hang zur Eitelkeit. Und letztlich bringt nichts als pure Eitelkeit mich dazu, dass ich »Mbudjak« besser finde als »Hund«. Der Name gibt mir eine gewisse Macht über meinen Herrn. Er macht aus mir seinen kundigen Führer und - das Allerwichtigste - seinen verlängerten Arm und seine rechte Hand, die den Weg errahnen, den er gehen wird, und jede Gefahr kennen, die ihm droht - und darin gefalle ich mir. Mehr noch, mein Name gibt mir das Empfinden, dass ich den Menschen zum geheimen Versteck der Wahrheit führe und dabei der Steuermann bin, und ich fühle mich geehrt.

Ich mag zwar nur ein Hund sein, aber blöd bin ich nicht. Ich weiß, dass ich noch nie jemanden geführt habe. Ich weiß, dass jedes Mal, wenn mein Herr mit mir nach der Arbeit spazieren geht, einzig und allein er bestimmt, welchen Weg wir gehen und wie lange unser Ausflug dauert. Und sobald ich von der Route abkomme, die er sich in den Kopf gesetzt hat, höre ich ihn schon meinen Namen rufen: »Mbudjak, hierher!«

Manchmal allerdings begnügt sich Massa Yo mit einem Pfiff: Hui! Ich habe keine Ahnung, warum der Reflex meiner Muskeln mich auf der Stelle zu ihm zurückbringt. Die allermeiste Zeit wird meine Bewegungsfreiheit jedoch durch eine Leine eingeschränkt, die mich von seinem Willen abhängig macht. Eben deswegen bin ich sein Hund.

Ich gestehe auch, dass meine ständigen Ausflüge die anderen Hunde in unserem Viertel vor Neid bellen lassen. »Nicht wahr, dein Herr hat Geld?«, kläffen sie, wenn sie uns vorbeigehen sehen.

Und amüsiert gebe ich ihnen zur Antwort: »Ein Großer ist nun mal kein Kleiner.«

Einmal kam während eines Spaziergangs ein Hund aus dem Viertel angelaufen und wollte an meinem Hinterteil schnüffeln. Sein Fell war von Räude zerfressen, und ein Schwärm Fliegen machte seine Gegenwart zur Höllenqual. Mein Herr jagte ihn unbarmherzig fort.

»Oho, machst du *das* mit ihm?«, fragte mich der rüdische Hund, nachdem er sich in Sicherheit gebracht hatte. »Deswegen liebt er dich wohl so sehr, was?«

Er bellte ein von Ironie durchtränktes Lachen. Hochmütig wandte ich den Blick ab. Immer noch lachend sagte er, ich müsse die Frau meines Herrn sein, da noch kein Mann in Madagascar jemals mit seinem Hund ausgegangen war. Weiter sagte er, ich allein wisse, welchen Preis ich für meine bevorzugte Behandlung zahlte. Und ich könne zwar die Schnauze halten, falls ich das wolle, aber mein geschwätziger Arsch plaudere aus, was meine Schnauze verschweige. Solche Verleumdungen darf man sich nicht eine Sekunde bieten lassen. Ich wollte mit den Pfoten auf ihn losgehen. Mein Herr hielt mich an der Leine fest. Ich wollte eine ellenlange Rede halten. Ich senkte den Kopf und schwieg lieber. Ja, wenn man das, was man zu sagen hat, nicht herausbringt, soll man die Schnauze halten. Ich ließ die Ohren hängen und setzte meinen Weg fort, hinter meinem Herrn her. Ich, sein Hund.

Im April 1989 wurde Massa Yo gefeuert. Als hätte ein logischer Zusammenhang bestanden, gab er alsbald seine Gewohnheit auf, spazieren zu gehen. Fortan in die finstere Sackgasse seines Schicksalsschlags gestoßen, von der Erinnerung an die Bequemlichkeit gedemütigt, die ihm abrupt entrissen worden war, durch den trockenen *bobolo* mit gerösteten Erdnüssen, den er nun morgens, mittags und abends essen musste, seiner Männlichkeit beraubt, streckte mein Herr seine Hand nicht mehr aus, um meinen Kopf zu streicheln. Selbst seine Gewohnheit, mich mit meinen

Namen zu rufen, hatte er in seinem Mund begraben. Dabei erwähne ich noch nicht einmal, dass die Dosen von Score, wenn er sie gelegentlich kaufte, nun für ihn selbst und seine Familie bestimmt waren, denn dies war Fleisch zu einem erschwinglichen Preis im Vergleich zu dem, was er bei einem Metzger um die Ecke hätte zahlen müssen. Ich gewöhnte mich an meine Herabsetzung. Da ich seine schwierige Lage begriff, simulierte ich keine Tollwut mehr, um ihm meinen Willen aufzudrängen.

Trotz meines Schweigens nahm Massa Yo bald die Gewohnheit an, mich zu beschimpfen: »Parasit!«, schrie er, als ich mich an seinen Füßen scheuern wollte. »Raus hier!« Er griff nach einem Schuh und warf ihn auf mich.

Es dauerte nicht lange, da hatte ich das goldene Zeitalter unserer Beziehung aus meinem Gedächtnis gestrichen. Ich begann ihn zu meiden, um den sinnlosen Gewaltausbrüchen zu entkommen. Ich hatte die Schnauze voll, den idealen Prügelknaben herzugeben. Immer häufiger ergriff ich, sobald er in meine Nähe kam, die Flucht. Ich schlich mich die Wände entlang, damit er nicht auf meinen Schatten aufmerksam wurde. Ich lief davon und versteckte mich zwischen den stinkenden Häusern der Armenviertel.

Dort traf ich wieder auf die streunenden Hunde mit den entzündeten Augen und Fliegenschwärmen um sie herum. Mehr und mehr verbrachte ich meine Tage mit ihnen. Ihre Gesellschaft stellte allerdings keine Erholung dar. Sie wollten wissen, was meinem Leben bei meinem Herrn die Würze gab. Sie gierten, von den abenteuerlichen Wendungen im Leben eines Haushunds zu hören. Es war das erste Mal, dass wir unsere Klassengrenzen überschritten und wie Brüder miteinander sprachen. Sie sagten, dass ich Glück hätte. Und ich, in vollem Bewusstsein meiner Schande, gestand ihnen nicht, dass mein Glück mehr und mehr ins Ungewisse herabsank. Vor ihren neidischen Blicken wollte ich mich nicht an den Pranger stellen. Manchmal, ich gebe es zu, schreckte ich noch nicht einmal davor zurück, die Vorzüge meines Herrn zu rühmen.

Ich nutzte ihre Freundschaft aus und verriet ihnen nichts von meinen häuslichen Demütigungen. Als ich mich wieder bei Massa Yo sehen ließ, traf

mich sein boshafter Blick. Nur mit Mühe verkniff er sich die Bemerkung: »Ach, bist du zurück? Ich dachte schon, du seiest endgültig verschwunden.«

Ich hatte ihn in Verdacht, dass er mich dem Abdecker übergeben wollte, aber nicht den Mut aufbrachte, seine Absicht auszuführen.

Einmal übernachtete ich mehrere Tage hintereinander draußen. Den Hunden aus dem Viertel, die verblüfft waren, dass ich sie bei Anbruch der Nacht nicht verließ, erzählte ich, ich wolle ihre Lebensweise als *nangaboku*, als Obdachlose, ausprobieren, um sie besser zu verstehen.

»Aus Hundesolidarität«, fügte ich hinzu.

»Kannst du dir keinen anderen Grund vorstellen?«, fragte mich eine Hündin, deren Zitzen den Boden fegten.

Damit die Sonne nicht die Wahrheit über mein Elend an den Tag brachte, vermied ich es während meiner Zeit draußen, mich den Blicken meiner Artgenossen auszusetzen. Auf den Straßen fand ich immer irgendwelche Reste für meinen Magen, und das Viertel war groß genug. In einer Gasse entdeckte ich ein von einem Auto platt gefahrenes Huhn, von einem menschlichen Passanten dorthin befördert. Auch auf eine Ratte stieß ich dort, deren Tod die gesamte Atmosphäre verpestete.

Schließlich traf ich einen Hund mit versteinerter Visage, der mir auf den Zahn fühlen wollte. Ihm war der Verdacht gekommen, dass ich das wahre Ausmaß meiner Leiden verschleierte, und er bot mir seine Freundschaft an, um sich mein Vertrauen zu erschleichen. Erst, als ich ihm in einem Moment der Schwäche und Aufrichtigkeit eingestand, dass ich die Tür zum Hause meines Herrn hinter mir zugeschlagen hatte, merkte ich, dass er in Wirklichkeit nur auf der Pirsch nach Informationen war. Er ist es auch gewesen, der unter den Hunden des Viertels die Nachricht verbreitete, ich sei in Ungnade gefallen.

Ein andermal - ich gab mich gerade dem Appetit hin, den ein Happen nasses Leder in mir erweckte - vernahm ich über meinem Kopf ein Bellen. Es war der Hund mit dem Räude-Mantel, der mich seinerzeit verdächtigt hatte, mit meinem Herrn Dinge zu treiben, die unaussprechlich sind.

»He«, rief er aus, »Mbudjak, frisst du jetzt etwa schon Leichen, oho-o?«

»Bloß damit ich weiß, wie es schmeckt«, erwiderte ich hochmütig.

Er brach in sein von Ironie durchtränktes Gelächter aus. »Hier draußen wirst du sogar Scheiße fressen!«, prophezeite er mir.

»*A bo dzé-a!*«-, rief eine einäugige Hündin, die sich dem Amüsement des Rädigen angeschlossen hatte. »Bald bist du wie wir!«

Sie schlug ihr verfinstertes Auge auf und zeigte mir ihre abgestoßenen Fangzähne. Ich klemmte meinen Schwanz zwischen die Pfoten. Ja, es war so: Ich hatte mich den Leiden meiner Artgenossen zugesellt und rieb mich an ihrem Unverständnis. Sie hatten sich nur mit mir abgegeben, solange ich für sie ein Wesen von einem anderen Stern gewesen war! Doch warum ihnen das übel nehmen? Von nun an würde ich ihr ironisches Gebell, Getuschel und Gespött mit Gleichmut ertragen.

Je tiefer mich das dunkle, stinkende Labyrinth der Straße und ihrer Mythen verschlang, desto stärker drängte sich Massa Yos Haus meiner Erinnerung auf als eine Insel des Glücks, von der ich mich nicht so leicht hätte vertreiben lassen sollen.

Je länger ich das Leiden meiner Artgenossen sah, desto mehr warf ich mir meine Übereile vor. Mit aller Wucht schüttelte ich meine Ohren, um die spöttischen Fliegen abzuwehren, die mich verfolgten, und sagte mir, dass ich, Mbudjak, es nicht verdiente, im Dreck zu schlafen.

Nach und nach vergaß ich die Momente bitteren Leidens, die ich bei Massa Yo durchlebt hatte. Einer Ohrfeige kann man ausweichen, indem man sich schnell genug zur Seite dreht, sagte ich mir in den Augenblicken, da mich die Feigheit überwältigte. Eine Beschimpfung kann schlucken, wer zu vergessen weiß, sagte ich mir auch. Rotz stinkt nicht mehr als Dreck. Ich warf mir vor, dass ich zu naiv oder zu idealistisch gewesen war und keine Ahnung von der rauen Wirklichkeit gehabt hatte. Und zwar in dem Moment, als ich bei einer stürmischen Diskussion jemanden sagen hörte: »Wie kann man nur mit einer Kette um den Hals herumspazieren!«

Mir war diese Meinung sofort sympathisch. Sie wurde von einem Hund geäußert, dem das Leben nur drei Pfoten gelassen hatte. Er fuhr fort: »Und wenn man mir eine Million bietet, Allah! - ich lehne es ab, mich in Sklaverei zu begeben!«

Betrübt sah ich ihn an. Ich kannte seine Geschichte. Er hatte eine Pfote verloren, als er die Straße überqueren wollte, und sein Herr hatte ihn vor die Tür gesetzt, weil seine Frau fand, dass der Hund lächerlich und hässlich aussah. Der Verstümmelte hegte seitdem einen tiefen Groll gegen die Menschen und bezeichnete sich selbst als Kommunisten. Er redete weiter und meinte: »Im Übrigen lassen sich nur die Hunde der Weißen an der Leine führen, und natürlich die Hunde ihrer schwarzen Lakaien ..,«

Ich sah, wie eine Spur von Eifersucht in seinen Augen aufblitzte: »... weil es Hunde sind, die sich ihrem Hundsein entfremdet haben! Bei uns wacht jeder eifersüchtig darüber, dass er ein Hund ist, denn Hundsein ist Freiheit.«

Da konnte ich nicht länger an mich halten: »Welche Freiheit?«, rief ich aus. »Weißt du überhaupt, was das ist - Freiheit? Etwa die Freiheit zu krepieren und auf den Müll geworfen zu werden, als hätten wir keine Seele?«

Die anderen Hunde brachen in Gelächter aus. Ich hielt in meiner Rede inne, denn zu spät hatte ich begriffen, dass ihre Diskussion lediglich dazu diente, sich über mich lustig zu machen. Ich stürzte mich auf einen von ihnen und wollte ihm die Augen auskratzen und die Schnauze zerfetzen. Es war höchste Zeit, dass auch der letzte streunende Hund aus dem Viertel begriff, ich, Mbudjak, ließ mich durch ihre Unterstellungen nicht beleidigen, ich zeigte ihnen meine Zähne.

Als Schimpfworte zu Tiraden, Diskussionen zu Gefechten wurden und *kongossa* sich zu Verleumdungen wandelte, beschloss ich eines schönen Tages, aus ihrer Hölle auszubrechen. Lieber Massa Yos Kette als der penetrante Gestank, der von den Schnauzen dieser frechen Köter ausging, sagte ich mir.

Da war ich also wieder. Ein weiteres Mal rollte ich mich im Schatten von

Massa Yos Haus zusammen. Dass ich einer tausendfachen Drangsal entronnen war, rührte ihn nicht. Mit meiner Rückkehr wuchs sein Zorn, und ich musste seine ständig wechselnden Launen, seine täglichen Wutanfälle ertragen. Um die Zweifel, die noch an mir nagten, zum Verstummen zu bringen, versicherte ich meiner um mich trauernden Ehre, dass ich aus keinem anderen Grund in das Haus des brutalen Mannes zurückgekehrt war als aus Freundschaft zu Sumi.

Sumi war der Sohn meines Herrn. Zwar konnte er sich des spitzesten Hinterkopfs rühmen, der je gesehen wurde und seinen Schädel wie ein Dreieck aussehen ließ, doch flößte er mir Sympathie ein mit seinen zehn Jahren. Als ich ihn wiedersah, bezähmte ich die Ängste, welche die Gewalttätigkeiten seines Vaters früher in mir erweckt hatten. Ich ließ meine Ohren hängen, sprang ihn an und leckte ihm das Gesicht. »Du bist aber gewachsen!«, log ich ihm vor.

Doch dies sagte ich nur, um irgendetwas zu bellen. Sumi wusch mir den Staub und Dreck ab. Ich nahm die Geste als ein Zeichen seiner Freundschaft, obwohl es ein Befehl seines Vaters war. Ich lernte, mich selbst zu belügen, sonst hätte ich die Schande, dass ich mir alles gefallen lassen musste, nicht überleben können. Von nun an lief ich mit meinem jungen Freund durch das Armenviertel. Ich übertrieb meine Freude, damit jeder sie sehen konnte. Ich zappelte wie wild und bellte laut. Meine Artgenossen sahen mich auf der Straße verrückte Sprünge vollführen und wagten nicht, das Wort an mich zu richten. Sie blieben, den Mund weit aufgerissen, stocksteif stehen und ließen die Zunge auf den Boden hängen. Diesmal war ich es, der ihnen meine Grandeur entgegen bellte.

Als sich die Leute angesichts meines Imponiergehabes vor Angst nicht in meine Nähe wagten, erklärte Sumi, sie könnten ohne Gefahr am mir vorbeigehen, ich sei nicht bissig, was der Wahrheit entsprach. Ich verrenkte mir die Wirbelsäule und krümmte meinen Körper rückwärts, wenn Sumi es mir befahl. Ich legte mich auf den Rücken und trommelte mit den Pfoten, um ihm zu zeigen, wie ausgelassen ich mich über seine kameradschaftliche Solidarität freute. Er warf einen gelben Tennisball weit weg, und ich lief hinterher, wobei ich bellend meine Begeisterung kundtat, dass ich den Ball zu ihm zurücktragen durfte. Und ich schwöre bei Allah: Ich hätte den Ball selbst dann apportiert, wenn Sumi ihn in die Hölle geworfen hätte.

»Sumi«, bellte ich ihn eines Tages an, »du bist mein Freund.« Er verstand mich nicht. Ein andermal hörte ich ihn zu seinem Vater sagen, was für ein lieber Hund ich sei. Diese Bemerkung bestärkte mich in meiner Überzeugung, dass ich auf dem richtigen Weg war, und ich verdoppelte mein Bestreben, damit ich seine Freundschaft gewann. Was habe ich nicht alles unternommen, um in dem Jungen nicht die Gewalttätigkeit seines Vaters aufkeimen zu lassen! Manchmal bin ich bis an die Grenze zur Erniedrigung gegangen, die der Freundschaft nah verwandt ist. Hinter allem, was ich nicht müde wurde zu tun, stand mein feiger Wunsch, der Straße zu entkommen, die mir die abscheuliche Fratze ihrer todbringenden Verrohung gezeigt hatte.

Eins hatte ich bei meinen übereilten Orgasmen allzu schnell vergessen: Ich blieb ein Hund. Ja, ich akzeptiere es: Ich laufe auf allen vieren, und das ist Gottes Wille. Sumi allerdings deutete meine vierfüßige Beschaffenheit als Begrenzung meines Seins; für ihn war sie identisch mit meiner Verurteilung zum plattbäuchigen Schicksal eines Reptils. Das wurde mir jedes Mal aufs Neue klar, wenn sein Zorn ausbrach und seinen Blick verdüsterte. Mein junger Freund begann dann hemmungslos in seinem Larousse der Verbalinjurien zu blättern und verwandelte sich binnen Sekunden in seinen Vater: »*Mouf!* Verdrück dich«, schnauzte er mich an, wenn wir uns im Haus aufhielten, »ab nach draußen, du Kakerlak!«

Wenn ich den Gehorsam verweigerte und nicht das Weite suchte, ja, wenn ich, um meine Würde zu wahren, mir den Anschein gab, als hätte ich nichts gehört, erhielt ich einen Tritt ins Hinterteil. Ich betrachtete diese Kapriolen als Verirrungen eines kindlichen Gemüts und wiegte mich in der Illusion, dass ich noch einiges an Erziehungsarbeit zu leisten hätte. Ich redete mir ein, dass er reifen würde, und hoffte, unsere Freundschaft wäre ihm dabei eine Hilfe. Doch sobald unsere Interessen sich kreuzten. Jedes Mal, wenn mein junger Freund seinen Lebensraum gefährdet sah, kehrte er den Herrn heraus, der in ihm schlummerte. Und sein Lebensraum - wie könnte es beim Kind eines tobsüchtigen Vaters anders sein - war ebenso aufgebläht wie sein Bauch.

Du darfst nicht zu viel vom Leben verlangen, sage ich mir manchmal, BESONDERS, WENN DU EIN HUND BIST. Wie konnten Sumi und ich Freunde sein, wenn sein dekadenter Vater mich zwang, die Mahlzeiten, die nach Sumis Ansicht für die Familie gedacht waren, mit dem Jungen zu teilen? Wie konnten wir Freunde sein, wenn ich von einem Teller essen musste, den Sumi als den seinen betrachtete?

Wie konnten wir Freunde sein, wenn mein junger Freund sich jedes Mal, sobald die Essenszeit näher rückte, die verschiedensten Listen ausdachte, um mich aus dem Haus zu graulen; ja, wenn er um die Mittagsstunde alle Scham verlor, mir befahl: »Mbudjak, verschwinde mit deinen Fliegen nach draußen!«, und mir, falls ich nicht sofort aufsprang, mit einem ungeduligen »Raus!« Beine machte.

Einmal gebot mein Herr Sumi, er solle mir einen Teil des roten, in Öl gebratenen *koki* überlassen, von dem er sich reichlich auf den Teller gehäuft hatte. Meines Zeichens Fleischfresser, hätte ich auf einen Teller, der von fettigen, scharf gewürzten Bohnen nur so triefte, ohne weiteres verzichtet, und wäre es das beste Bohnengericht der Welt gewesen. Sumi erklärte aber ohne Umschweife, seine Portion sei zu klein, als dass er sie mit einem Hund teilen könne. Mich kränkte diese Bemerkung eines Freundes. Mehr noch, sie traf mich ins Mark. Im Namen unserer Freundschaft war ich bereit, die unerquickliche Entgegnung schleunigst zu vergessen. »Hunger ist stärker als menschliche Intelligenz", sagte ich mir.

Was geschah aber? Schäumend vor Wut lief Massa Yo aus dem Haus und stieß den Teller *koki* seines Sohns mit einer unbedachten Bewegung direkt vor meine Schnauze.

Gackernd stürzten sich die Hühner darauf. Ich sah ihnen zu, wie sie aufgeregt pickend ihre Schnäbel füllten. Mich plagte plötzlich ein schlechtes Gewissen. Mbudjak, sagte mir mein Magen, was fällt dir denn ein? Du wirst doch vor einem *koki* nicht zurückschrecken! Ich schüttelte mich kurz und ließ mich von den Argumenten meines Magens leiten. Und während ich gierig den Boden ableckte und Sumi herzzerreißend schluchzte, dröhnte aus dem

Wohnzimmer die Stimme meines Herrn: »Das wird dich lehren, nicht so zu gieren!«, und weiter; »Dann isst du eben nichts!«
Ging mich das etwas an? Ich verspeiste meine Portion.

Ich wusste, dass Sumi von seiner Mutter ein Ersatzessen bekommen würde, hinter dem Rücken seines Vaters. Wozu hat man schließlich eine Mutter? Auf keinen Fall würde Mama Mado ihren einzigen Sprössling hungrig zu Bett schicken. Ich sagte mir, dass im Hause bald wieder Frieden einkehren würde. Im Übrigen machte ich es mir für den kommenden Morgen zur Pflicht, Sumi zum Spielen zu ermuntern, um unsere Versöhnung auf den Weg zu bringen. Ich hatte - zugegebenermaßen - seinen Kummer mit verursacht, doch darüber durfte er nicht unsere Freundschaft vergessen.

Indem ich meinem untröstlichen Freund die Stärken unserer Gemeinschaft vor Augen führte, hoffte ich seine angespannten Nerven zu beruhigen und das Bewusstsein in ihm wachzurufen, dass man Erlebnisse, die einem bitter aufstoßen, am besten vergisst. Offensichtlich klappte es. Sumi fand schnell seinen alten Schwung wieder. Er spielte an jenem Tag ausgiebiger als je zuvor. Und ich ließ mich vom wilden Taumel seiner Begeisterung gern davontragen.

Zusammen tollten wir durch die Gassen des Armenviertels. Wir amüsierten uns unbeschreiblich. Wir liefen durch Täler, in denen wir noch nie zuvor gewesen waren. Wir sprangen über Tümpel, stürzten uns vor Freude johlend ins Wasser. Bald fanden wir uns in einem Wald wieder, ich glaube, es war der Wald von Mbankolo. Wir spielten verstecken, um die Wette laufen, Hindernis laufen, Hochsprung. Wir dribbelten zwischen den Bäumen entlang und spielten Elfmeterschießen. Das schlechte Gewissen, das mich quälte, weil ich das leckere *koki* meines Freundes verschlungen hatte, verwandelte sich in überbordende Spielfreude. Unter dem Vorwand, er wolle ein neues Spiel ausprobieren, legte mir Sumi plötzlich meine Leine um den Hals. Ich ließ ihn japsend gewähren.

»Galopp!«, schrie er, »lauf Galopp, mein Pferdchen!« Ich bin gewiss kein Pferd, doch ich ließ mich mitreißen. Wir drangen immer tiefer in den Wald ein.

Ich lief hinter ihm her, ich lief vor ihm her, ich lief neben ihm her. Die Leine noch immer in der Hand, kletterte Sumi auf einen Baum, und bevor ich begriff, was in seinem Kopf vorging, war er auf der anderen Seite des Astes schon wieder hinuntergesprungen. Hopp! Ich baumelte in der Luft, streckte meine vier Pfoten in den Wind. Sumi sah zu, wie ich hin und her ruderte. Schlimmer noch: Er platzte vor Lachen. »*Aschuka- ngangali*!«, rief er, und Lachkrämpfe schüttelten ihn.

Ich hing dort und glaube, dass ich sah, wie er um mich herumtanzte, Der Schmerz machte mich blind. Meine Augen traten aus ihren Höhlen hervor. Meine Zunge langte bis auf den Boden. Ich konnte meine Qual nicht mehr herausbellen. Die Schlinge, die mir die Kehle abschnürte, und mich zu Tode würgen würde, verdammt mich zum Schweigen. Durch meinen Körper jagten Kälteschauer. Mein Bewusstsein verfinsterte sich. Wie lange ich an dem Baum gehangen habe, weiß ich nicht. Vielleicht ließ mich mein feiger Mörder ein paar Tage dort baumeln, zur Freude der Raubvögel, die Löcher in meine Eingeweide pickten. Vermutlich wagte kein Mensch, mich von dem Ast herunterzuholen, alle glaubten sicherlich, dass ich den Vorfahren als Opfer dargebracht worden war.

Ja, so war es: Nach meiner Erinnerung verliert sich das Verbrechen, dem ich zum Opfer gefallen war, im Unendlichen der so mannigfaltigen wie fragwürdigen menschlichen Glaubensüberzeugungen.

Ob es Sumi nun gefiel oder nicht, ich überlebte meine Erhängung. Was soll ich sagen? Ich überlebte und ging zurück zu seinem Vater Massa Yo, meinem Herrn. Unter uns: Die Frage, warum ich das tat, werdet ihr mir vielleicht nicht stellen, da ich ja der treue Begleiter des Menschen bin. Aber muss ich, nachdem ich mehrfach Opfer der Tobsucht besagten Massa Yos geworden bin und nun den Mordanschlag seines Sohnes Sumi überlebt habe, denn unbedingt wieder im Schatten eines Menschen Zuflucht suchen? Muss ich denn - werdet ihr vielleicht fragen - erst getötet, erneut getötet und wieder und wieder getötet werden, bis ich mich endlich dazu aufraffe, meinen ewigen Mörder zu

verlassen? Denkt, was ihr wollt, liebe Zuhörer, doch sagt nicht, ich sei zu meinem Herrn zurückgekehrt, weil ich ein Hund bin. Denn es verhält sich so: Zurück zu Massa Yo hat mich in erster Linie mein Entschluss getrieben, mir selbst Gerechtigkeit zu verschaffen.

Wenn ich die Fährten durch das Labyrinth des Waldes von Mbankolo aufgespürt habe und den Weg zum Todesspiel in umgekehrte Richtung entlangelaufen bin, dann nur, weil ich von meinem Willen getrieben wurde, dass Sumi für seine Grausamkeit büßen sollte. »Dafür wird er bluten«, sagte ich mir unterwegs immer wieder.

Als Sumi mich an der Schwelle des väterlichen Hauses erblickte, kam er vor Angst fast um. Aber nur keine Panik. Ich, Mbudjak, bin kein bissiger Hund. Davon überzeugte mich der drohend erhobene Arm meines Herrn, der mich von dem Bengel trennte. Sumi sprudelte etwas von »Tollwut« und »Raserei« hervor. Ich klagte ihn der Lüge an, ich berichtete in allen Einzelheiten von meiner missglückten Ermordung, doch meine lautstark vorgetragene Version des Tathergangs kümmerte Massa Yo nicht. Ich hörte ihn sagen, dass ich die Frechheit besäße, bellend vor ihm herumzuspringen, nachdem ich »einmal mehr« spurlos verschwunden gewesen war. Er schäumte vor Wut und packte mich grob im Nacken. Ich kläffte ihm zu, dass alles ein Missverständnis sei. Er hörte mich nicht an, sondern verpasste mir eine Tracht Prügel. »Wo bist du gewesen?«, fragte er mich bei jedem seiner Schläge, die im Stakkato auf mein Hinterteil trafen. Ich bellte es ihm unter Tränen zu, doch er glaubte mir nicht.

Ich schloss die Augen, ließ meine Ohren hängen und ergab mich seinem Zorn. Als er von mir abließ, schlich ich mich fort, bellte aber leise weiter. Ich ließ meine Stimme erst sinken, als er den Tierarzt erwähnte. Vor meinem geistigen Auge erschien eine lange schwarze Nadel, und ich verstummte.

Mein Herr fuhr dann fort, dass ich so störrisch geworden sei, weil ihm das Geld für meine tierärztliche Behandlung fehle. Er steigerte sich in ein Klagelied darüber, dass ich ein streunender Hund geworden sei, und verfluchte die Krise, die ihn seiner Männlichkeit beraubt hatte. Ich tat keinen Mucks, als er erklärte, er müsse mich wohl bald dem Abdecker überantworten. »Sieh nur, nun

schleppst du von deiner Rumtreiberei schon Krankheiten an«, sagte er und zeigte auf meinen Hals, an dem noch die Spuren meiner missglückten Erhängung zu sehen waren, sowie auf die zahlreichen Fliegen, die sich an meinen offenen Wunden labten. »Eine Woche!«, sagte er erzürnt zu Sumi, der heimlich grinste, wie ich wohl bemerkte. »Und obendrein ist es das zweite Mal, dass er einfach so verschwindet!«

Massa Yos Wut hielt den ganzen Abend an. Ich versteckte mich in sicherer Entfernung von den Ausfällen meines Herrn, blieb aber innerhalb des Hofraums. Die Schmerzen fühlte ich in meiner Seele, in meinem Fell, meinem Fleisch und meinen Knochen gleichermaßen.

Meine Empörung war so groß, dass ich unmöglich auf einen Racheplan verzichten konnte. Wenn es dir um Gerechtigkeit zu tun ist, sagte ich mir, die kann dir niemand anders verschaffen als du selbst.

Ehrenwort Mbudjaks, Ehrenwort eines Hundes.

Wie war das zu bewerkstelligen? Nach seiner Untat wagte sich Sumi nie mehr in meine Nähe. Das hättet ihr sehen sollen! Mein so genannter Freund floh gar meinen Schatten. Wenn ich mich im Hof in einer Ecke aufs Ohr legte, blieb Sumi den ganzen Tag wie angewurzelt im Wohnzimmer. Und wenn ich ihm ins Wohnzimmer folgte, verzog er sich oben auf den Esstisch. Bald fing ich an, Gefallen daran zu finden, wenn ich sah, wie Sumi vor Angst schlotterte, nur weil ich vorbeilief. Ich bellte vor Lachen, wenn ich sah, wie er bei meinem Anblick Reißaus nahm. Ich lachte, und er ergriff noch schneller die Flucht. Seine Feigheit verdamnte meinen Freund zu einem Leben in ständiger Furcht.

Ich kostete mein Vergnügen aus, bis mir bewusst wurde, dass ich in das Haus des Verbrechens nicht zurückgekehrt war, um über Sumis kopflose Fluchten zu lachen. Ich war zurückgekommen, um zu ergründen, warum ein Mensch, oder ein Kind, was aber keine Rolle spielt so unmenschlich sein konnte. Dem Tod war ich entronnen, weil jemand, der vorüberging, sich entrüstete und den Strick durchschnitt, an dem ich hing. Und ich war nicht vom Tode errettet worden, um in die Arme des erstbesten Menschen zu

sinken, der vorbeikam, und ihm meine Dankbarkeit vorzustottern.

Nein. Ich war zu meinem Herrn zurückgekehrt, weil ich mir gesagt hatte, dass ich vor den Übeltaten der Massa Yos und ihrer Söhne nicht flüchten durfte, wollte ich ihnen wirklich entfliehen. Um den Verbrechen der Menschen ein für allemal zu entgehen, musste ich heldenmütig in den gefährlichen Kreis ihrer Definitionen zurückkehren und Gerechtigkeit fordern.

Wenn ich sehe, wie mein teurer Sumi vor Angst schlottert, nur weil ich vorbeischleiche, wie sein Vater sich vor dem Gestank des eingestanden Verbrechens in Schweigen hüllt und ganz Madagascar sich im sanften Schlaf des guten Gewissens wiegt, dann platzt immer wieder dieselbe Frage in mein Gelächter: Wo ist der Mensch?

Um mich mit meiner Frage systematisch auseinanderzusetzen, muss ich die Menschen Tag für Tag beobachten. Ich schaue sie an, höre, schlage mit dem Schwanz, schnüffle, kaue, ich schnüffle wieder, schmecke, lauere, schlage zu - kurz: Ich formuliere These, Antithese und Synthese, die Prothese ihres Tagwerks. Ich richte meine Sinne auf ihre Höfe und ihre Straßen. Ich möchte verstehen, wie sie es anstellen, so zu sein, wie sie sind. Ihr lacht? Na gut, dann lacht. Ich aber weiß: Wenn man unter den Menschen überleben will, muss man wissen, wozu sie fähig sind.

Von nun an sieht man mich meist aufrecht dasitzen, auf die Vorderbeine gestützt, mit hochgestellten Ohren, vor Wissbegierde hechelnd. In dieser Haltung bin ich für meinen Herrn ein Fremder geworden. Er hielt mein unermüdliches Observieren zunächst für eine extreme Fresssucht. Wenn ich von Zeit zu Zeit bellend kundtat, wie sehr ich mich darüber amüsierte, sagte er in aufgebrachtem Ton, dass ich zu unverschämt bettelte. Manchmal warf er mir einen Knochen hin, den er abgenagt hatte. Er war stets überrascht, wenn ich mich nicht gierig darüber hermachte, sondern den Knochen erst von allen Seiten besah und beschnüffelte. Er schimpfte: »Das reicht dir wohl nicht! Hau ab, verschwinde nach draußen!«

Selbst meine Rückkehr aus der Hölle hatte ihn nicht sanfter gestimmt.

Jedoch fand er sich, wie mir nicht verborgen blieb, mehr und mehr damit ab, dass ich mich immer in seiner Nähe aufhielt. Ich konnte mich in seinem Hof ausstrecken, im Schatten der Hausmauern. Er hatte nichts dagegen. Ich wurde ein Wachhund. Wenn mein Herr meine Rückkehr in sein Leben akzeptiert hatte und nicht ein weiteres Mal blinder Gewalt verfallen war, dann nur darum, weil er entdeckt hatte, dass ich seine Waren bewachen konnte, dass ich die Banditen von seinem wenigen Hab und Gut fernhalten konnte, dass ich denen meine Zähne zeigen konnte, die am frühen Morgen kamen, um nach dem Kleingeld vom späten Abend Ausschau zu halten.

Stimmt, ich habe es noch gar nicht erwähnt: Mein Herr hat schließlich eine Kneipe eröffnet, wie alle Männer aus dem Armenviertel in der Hoffnung, sich damit aus den Klauen des Elends zu befreien. Seine Kneipe, in der er auch Bier außer Haus verkauft, heißt: »König Kunde«. Sie ist sein ganzer Stolz, und ich, Mbudjak, bin nur dazu da, seine Größe umso heller erstrahlen zu lassen. Ja, ich gebe es zu, Massa Yo hat nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, ich würde nicht beißen. Schließlich erträgt er meine Gegenwart nur wegen des neuen Wohlstands, den seine Kneipe ihm verschafft, wie könnte ich das vergessen? Ich wäre schön dumm, wenn ich Sand in das Getriebe seiner erstaunlichen Geselligkeit streute, welche die Kneipe zum Leben erweckt hat!

Wenn ich mich neben der Tür zum »König Kunde« niederlasse, spüre ich manchmal Massa Yos Hand auf meinem Rücken. Ich senke mein Hinterteil und zwänge mich zwischen seine Kästen. Dass mein Herr mich weiter streichelt, geschieht nie. Also lege ich mich in seinem Hof nieder, unbesorgt, aber wachsam.

Ja, ich schwöre, die Menschen werden mich mit ihrer fragwürdigen Sympathie und ihren unnützen Spielen nicht noch einmal einfangen. Von nun an definiere ich den Bereich der Dinge, die zu definieren sind. Ich werde es sein, ich allein, der meine Geschichte erzählt, der von den unergründlichen Geheimnissen des täglichen Lebens berichtet.

Ich gebe zu, meine weit aufgerissenen Augen haben mich nicht immer vor den Verrücktheiten der Menschenwelt bewahrt. Eines Tages zum Beispiel

hatte zuerst meine Nase, dann meine Zunge mich zu einer wohlriechenden Flüssigkeit geführt, die vor meiner durstigen Kehle aus einer zerbrochenen braunen Flasche rann. Ich konnte mich nicht beherrschen und leckte sie auf. Sie war ziemlich bitter und hinterließ, als sie durch meine Kehle strömte, eine intensive Empfindung des Vergnügens. Wie ein Besessener leckte ich das anregende Glückswasser auf, und nicht lange danach begann der Boden sich um mich herum zu drehen. Vor meinen Pfoten taten sich riesige Abgründe auf, und jedes Mal, wenn ich sprang, um ihnen auszuweichen, klafften wenige Meter entfernt weitere Abgründe. Die Mauern der Häuser fingen gleichermaßen zu tanzen an. Die Menschen verflüssigten sich und versickerten. Ich glaubte, dass mich dieses Mal mein eigener Fehler in das ewige Reich der Verdammnis befördert hatte.

Fast eine Stunde lang blieb ich in diesem tiefen, meiner Kontrolle entzogenen Rausch des Universums und konnte mich erst befreien, nachdem ich mein hinteres Bein gehoben und an der Mauer der Kneipe meines Herrn meinen warmen Urin hinterlassen hatte.

Erst später ging mir auf, dass ich betrunken gewesen war. Das wurde mir klar, als ich eines Tages sah, wie ein Kunde meines Herrn »und ein Beamter noch dazu«, um Massa Yo zu zitieren, sich erhob, nachdem auch er den Inhalt einiger der besagten braunen Flaschen hinuntergestürzt hatte.

Während er in der einen Hand eine noch volle Flasche hielt, skizzierte er mit der anderen auf seinem Bauch ein paar wilde, improvisierte *Makossa*-Tanzschritte, bis er schließlich, immer noch aus vollem Halse singend, im Lärm umgestoßener Stühle, zu Boden fallender Flaschen, zersplitternder Kästen und im schallenden Gelächter der Männer und Frauen um ihn herum zusammensackte.

»Lasst ihn liegen«, hatte mein Herr, noch krumm vor Lachen, zu denen gesagt, die dem Mann wieder aufhelfen wollten. »Seht ihr nicht, dass er voll ist?«

Die Menge, die um den Betrunkenen herumstand, hatte ihren Spaß, und bass erstaunt beobachtete ich, wie sich zu seinen Seiten eine große Lache bildete, sein Mund sich öffnete und ein »O Kamerun, Wiege unserer Vorfahren« grölte. Ich roch an der Lache neben dem Mann, um mir Gewissheit zu verschaffen. Ja, es war Urin. Ich betrachtete den Mann und schüttelte meinen Kopf. Mein Herr jagte mich fort, und ich schlich mich davon. Der Mann richtete sich schwankend auf und trat den Nachhauseweg an, wobei er sich mit seinen Schritten selbst in die Quere kam. Mittlerweile sang er »Paul Biya - Paul Biya, Paul Biya - Paul Biya, unser Präsident«. Die Kinder liefen hinter ihm her. Ihr Gespött, das seinen Singsang übertönte, war noch lange im Viertel zu hören.

Auf diese Weise lernte ich die in Flaschen gefüllten Ursachen der Trunkenheit erkennen, von denen es Tausende gibt auf der Welt. Lag es nicht an den zahllosen Flaschen, die mein Herr für den *Makossa* tanzenden Mann geöffnet hatte? Beaufort, Tritri, *Nsansanboy*, 4 X 4, *gwan*, Gnôle, Odontol, kleines Guinness und Konsorten, Jobajo, um alle Sorten zu nennen. Wenn ich bloß darüber lachen könnte! Es ist nämlich so: Den meisten Menschen fällt, wenn sie die Kontrolle über ihre Bewegungen verlieren, nichts Besseres ein, als mich am Schwanz zu packen oder an den Ohren zu ziehen. Abend für Abend muss ich mich in der Kneipe meines Herrn ihren Dummheiten aussetzen und mich jedes Mal aufregen, wenn sie über meine entrüstete Reaktion lachen. Manchmal bedaure ich wirklich, dass ich ein folgsamer Hund bin, dass ich den stinkenden Spinnern nur mein bellendes Hundegelächter, Zähnefletschen oder Flüche entgegensetzen kann, die sie nicht verstehen.